

Sein wichtigstes und zeitlich letztes Werk im Bereich Kunst- und Kulturgeschichte war sein 1931 erstmals und 1953 in zweiter Auflage erschienenes Buch mit dem Titel „Mönchtum und Klosterbauten Württembergs im Mittelalter“. Vor allem befaßte er sich mit den Bauformen und ihrem Sinngehalt. Auf den ursprünglich erwogenen Nachdruck dieses textlich und in den Bildern auch heute ansprechenden Buches hat die Auswahlkommission wegen der gebotenen Umfangsbeschränkung verzichtet; beispielhaft und wegen des Bezugs zu unserem Raum wurde statt dessen Lincks Schrift über das Kloster Maulbronn aufgenommen, in der ebenfalls die Einheit von Bauform und Sinn wiedergegeben sind.

Das Zabergäu

In seinem Beruf als Forstmann, in seinen naturkundlichen Forschungen sowie in Teilen seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Betrachtungen war Linck seiner heimatlichen Stammlandschaft, dem Zabergäu besonders zugewandt, mit Stromberg und Heuchelberg und vor allem dem Michaelsberg, der nicht nur den Galliern, Römern, Alemannen und Franken sondern auch Linck etwas Heiliges war.

Eine Plattform, sich hierzu zu äußern, seine Gedanken landschaftsbezogen weiter zu geben, fand Otto Linck besonders im Zabergäu-Verein. Er war sein Vorsitzender über vier Jahrzehnte lang bis zu seinem Tod im Jahr 1985. Zusammen mit anderen Persönlichkeiten hat er in diesem Verein durch Vorträge und Veröffentlichungen zum Selbstverständnis der Menschen eines kleinen württembergischen Landschaftsraums beigetragen. In seinen Vorträgen, mit selbst aufgenommenen hervorragenden Lichtbildern versehen, konnte er die Zuhörer in freier Rede an sich binden. Erinnerung sei an seinen letzten Vortrag im Zabergäu-Verein von 1978, bei dem der 87jährige einen eineinhalb-stündigen Vortrag über staufische Buckelquader mit besonderer Beziehung zum Zabergäu hielt. Daß ihm dabei die Phantasie ein bißchen mitgeholfen hat, war für den Inhalt nur bereichernd.

Seine 1954 in 2. Auflage erschienene Monographie über das Zabergäu war Lincks große Huldigung an seine Heimat. Mit dieser Schrift beginnt der heute präsentierte Band.

Otto Linck als Schriftsteller

von Manfred Göpfrich-Gerweck

Meine Damen und Herren, mir ist heute die Aufgabe zugekommen, über den Schriftsteller Otto Linck zu sprechen. Es ist uns natürlich allen bewußt, daß ein Mensch schwerlich zu dividieren ist in hie den eher privaten Menschen und da den im Beruf tätigen Forstmann und Wissenschaftler und dort den Literaten und Künstler, sondern, daß er ganz im Gegenteil eine Einheit ist. Bei Linck gilt dies umsomehr, als er in seiner betont ganzheitlichen Denkweise immer danach getrachtet hat, Leben und Arbeit in Beruf und Wissenschaft und Literatur in Ein-

klang zu bringen. – Was ich also zu sagen habe, haben Sie heute alles vielleicht in irgend einer Weise schon gehört – allein die Perspektive, die jedes Sujet (ge)bietet, ist eine besondere (eigene) und das Sujet Literatur verleitet zusätzlich zu einer wenig sachlichen Sprache, zu einer subjektiven Sichtweise. – Sie werden mir also verzeihen, aber die intensive Beschäftigung mit Linck im Laufe der Arbeit an dem Buch hat, fürchte ich, mir die für einen solchen Auftrag vielleicht notwendige Objektivität gekostet.

Was jeder, der Linck kannte, bewunderte, und was dem, der sich zum ersten mal mit ihm beschäftigt, auffällt ist seine Vielseitigkeit, sind seine weitgestreuten Interessen, die er verfolgt und ausgelebt hat. – Meine Mitreferenten haben dies schon sehr deutlich gemacht und Linck ist deswegen auch oft gerühmt worden. Ich teile diese Bewunderung für diese vielfache Begabung besonders auch deshalb, weil sie für mich verbunden ist mit einem, ich möchte sagen, melancholischen Blick zurück in eine Zeit, in der sich der Mensch noch Liebhabereien und ausgedehnte Interessen leistete, in der er sich auf diversen Gebieten spielerisch frei versuchen konnte, in eine Zeit also, in der eben gerade d a s als herausragende Eigenschaft gewertet und gewürdigt wurde, während heute vor allem die hohe Spezialisierung den Menschen qualifiziert, bisweilen bis an die Grenze des Äußersten getrieben. – Wer, bitte schön, möchte man fragen, war eigentlich Goethe? –

Warum mir heute Goethe in den Sinn kommt?

Natürlich auch wegen der universellen Art beider und auch weil Linck – mit einem Bein wenigstens – noch im Jahrhundert Goethes stand. Doch will ich jetzt natürlich nicht allzu viele, möglicherweise unzulässige Vergleiche bemühen: im Olymp ist Linck nicht gewesen – dazu war er zu erdenschwer. Und: – nebenbei bemerkt – nach den Ereignissen unseres Jahrhunderts ist es auch ziemlich schwer geworden, sich im Himmel der Klassik häuslich einzurichten.

Goethe will mir hier lediglich – ein Stück weit – als Leitfaden dienen, als Hilfe, wie vielen schon vor mir – früher.

Früher, meine Damen und Herren, kam eine Veranstaltung der Art, wie wir sie gerade begehen, schwerlich ohne ihn aus. Ich gehöre einer Generation an, die fast ohne den Alten aus Weimar groß geworden ist. Er schien uns verbraucht, mißbrauchbar, unbrauchbar geworden. Die Welt hatte sich, so meinten wir, mit Goethe im Tornister nicht gebessert – ja das schiere Gegenteil schien der Fall und da konnte man uns doch nicht mehr mit Goethe kommen! –

Heute weiß ich – wissen wir, daß sich die Welt auch o h n e Goethe nicht gebessert hat, daß man der Dichtung mit der Weltveränderung zu viel aufgelastet hat, denn Goethe, sie verstehen natürlich, steht hier für Literatur und Kunst allgemein, also auch für Linck und sein literarisches Werk.

Sie werden sich jetzt wundern, warum ich an dieser Stelle so ausführlich – womöglich rein persönliche – Goethebewältigung betreibe. Aber wenn man an der Herausgabe von Gedichten und Erzählungen beteiligt ist, dann stellt sich früher oder später doch die Frage: Was für einen Sinn hat es eigentlich, heute alte Geschichten und Gedichte neu aufzulegen, welche Rolle spielt die Literatur überhaupt (noch)?

Ich werde die Frage natürlich nicht beantworten können, wir kommen jedoch

gleich – über Linck – noch einmal darauf zurück und auch da spielt Goethe wieder eine Rolle (wenn auch eventuell wieder nur die eines Statisten).

Neben der Lyrik, mit der Otto Linck sein literarisches Schaffen begann und auch abschloß, und die in dem heute vorzustellenden Band mit dem vollständigen Nachdruck seiner im Jahre 1948 erschienenen Gedichtauswahl *Keim und Korn* vertreten ist, war es die Form der kurzen Erzählung, der kleinen Kalendergeschichte und besonders der Novelle, in der Linck seine Stoffe literarisch verarbeitete.

Er war dabei nicht allein in der deutschen Literatur. Zu Beginn dieses Jahrhunderts ist noch einmal ein starkes Aufleben der Novelle zu verzeichnen. Ich will hier nur Thomas Mann erwähnen, aber auch Hermann Hesse, mit dem zusammen Linck in der Zeitschrift „Von Schwäbischer Scholle“ veröffentlichte. Die Zeitschrift erschien im Salzer Verlag in Heilbronn, wo auch der Gedichtband *Keim und Korn* erschien. (Übrigens schrieb zur gleichen Zeit auch Theodor Heuss in dieser Monatsschrift.)

Linck stand damit in der Tradition der Prosanovelle des 19. Jahrhunderts, mit der sich schon sehr früh in der deutschen Literatur u. a. Goethe – natürlich – theoretisch und auch praktisch auseinandergesetzt hat. Er sagt 1827 zu seinem Eckermann: „Wissen Sie was, wir wollen es die Novelle nennen, denn was ist die Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit.“

Und für Ludwig Tieck war sie zwei Jahre später ein „großer oder kleiner“, „ins hellste Licht gestellter Vorfall“, „der – so leicht er sich ereignen kann – doch wunderbar, vielleicht einzig ist“, sie sollte einen „Wendepunkt“ beinhalten. Für Theodor Storm stand (1888) ein „Lebenskonflikt“ im Mittelpunkt und nach Paul Ernst mußte die Novelle (1906) „in ihrem Höhepunkt“ etwas „Unvernünftiges enthalten“, etwas „Besonderes“ etwas „Überraschendes“ bergen. 1929 schließlich spricht Hermann Pong unter anderem von der „Verwandlung vom Zufälligen der Begebenheit in ein sinnhaltiges Geschehen“.

Meine Damen und Herren:

– Was aber wäre *unerhörter, überraschender, zufälliger* und auch *unvernünftiger* als der so grausame wie banale Tod im modernen Krieg durch eine wahl- und ziellos abgefeuerte Kugel oder Granate?

Es scheint daher kein Zufall, daß Linck gerade diese Gattung als adäquate Ausdrucksform gewählt hat, um sich seine Erlebnisse aus dem unglaublichen und unmenschlichen Stellungskampf des Ersten Weltkrieges von der Seele zu schreiben. Denn unabhängig von seinen literarischen Absichten, so scheint mir, hat er mit den aus eigenem Erleben geschriebenen „Novellen aus dem Kriege“ auch therapeutische Zwecke verfolgt. Hier sind sich der Erzähler und der Mensch Linck vielleicht ganz nah. Und wenn das so ist, dann offenbart er uns an einer Stelle zumindest einen wichtigen Teil seines literarischen und philosophischen Hintergrunds, nämlich in der Novelle „Traum in Flandern“: Wir hören von einem Soldaten, der für ein paar Tage sein Ruhequartier bezieht. Da heißt es: „Es war ein schmaler, hell gestrichener Raum mit einem Bett, einem kleinen Tisch, einer polierten Kommode und einem süßen Madonnenbild in der Ecke. Was

konnte man mehr wollen; seine Bagagekiste war auch schon da; behaglich begann er auszupacken, sich einzurichten...

Bücher kamen zum Vorschein und wurden aufgereiht; da war der Faust; er hatte einmal die Verpflichtung gefühlt, ihn mitzunehmen; ein Bändchen Mörike Gedichte, Schopenhauers Aphorismen, Nietzsches Zarathustra und anderes mehr... so ergab sich für den Frontsoldaten die wohlthuende Illusion eines behaglichen Heims...“

Hier ist er wieder, der arg mitgenommene Goethe im Marschgepäck. Dabei wird der Name des Übervaters aller deutschen Schriftsteller gar nicht erst genannt, nur der „Faust“ und wir spüren auch die Skepsis des Erzählers gegenüber Goethe angesichts barbarischer Zeiten, wenn da steht: „Er hatte einmal die Verpflichtung gefühlt ihn mitzunehmen.“

Nun also steht er und die anderen – Mörike aus der württembergischen und literarischen Heimat und die Weltbewältiger Schopenhauer und Nietzsche, und sei es nur noch als Sinn-Spruch-Geber, aufgereiht auf der Kommode, um behagliches Heim vorzutäuschen, zu ersetzen, nein: zu sein!

Meine Damen und Herren, auch wenn als Illusion entlarvt, so ist es in der Situation des Soldaten doch eine „wohlthuende Illusion“ von Heim und Heimat. Ich denke, die beschriebene Episode kommt dem nahe, was Friedrich Nietzsche – hier selbst einer auf dem Behaglichkeit spendenden Bildungsaltärchen – was er einmal über die Rolle der Kunst gesagt hat: „Wir haben die Kunst, damit wir an der Wirklichkeit nicht zugrundegehen.“

Die Literatur in Form aufgestellter Bücher ist für den Soldaten – obwohl vielleicht ungelesen – nicht reine Staffage, sie ist hier auch das trotzige „und dennoch“ in einer damals wie heute und vielleicht immer schon aus den Fugen geratenen Welt.

Auf der Kommode des Soldaten – und wohl auch im Bücherschrank von Otto Linck – stand auch ein Buch von Schopenhauer und darin der bekannte Satz, den Otto Linck zu einem seiner Lebensdevisen gemacht hat und den er seinem Aufsatz „Vom Erleben der Welt“ vorangestellt hat:

„Man sollte niemand um die interessanten Begebenheiten beneiden, die ihm im Leben aufgestoßen sind, sondern vielmehr um die Auffassungsgabe mit der er...“ – Linck, Schopenhauer aufgreifend, fährt fort: „Nicht was man erlebt, darauf kommt es an, sondern wie man erlebt, auf die Erlebnisintensität, auf die Erlebenskraft und das Haltenkönnen.“

Dieser kleine Aufsatz ist – neben anderem – auch Lincks leidenschaftliches Plädoyer für die Würdigung des Kleinen, Beiläufigen, eine Aufforderung zur Beobachtung und Beachtung des Unscheinbaren, eine Hilfe, um dem Geheimnis des möglichen Sinnes des Zufälligen auf die Spur zu kommen, um Spuren wirklichen oder scheinbaren Schicksals zu sichten, um Spuren des Lebens gewahr zu werden, ja um überhaupt wenigstens eine Spur zu leben.

Auf der Suche nach „Lebensspuren“ – so auch der Titel eines seiner Gedichte – ist Linck in allem, was er tat, gewesen. Ich möchte nur, auch wenn es auf den ersten Blick – und auch auf den zweiten – nicht in die Sparte Literatur gehört, an die Gegenstände seiner forscherschen Aufmerksamkeit erinnern (– das

Werkverzeichnis im Buch gibt Aufschluß darüber). Bisweilen führt er uns in eine exotische ja magische Welt von Kaulquappen, die jahrmillionenalt Schwänzelspuren im zu Stein gewordenen Schlamm hinterlassen, oder in Welten von rätselhaften Steinchenanhäufungen an Baumwurzeln und von Reibespuren unständiger Buchen an Kiefernstämmen.

Meine Damen und Herren, auch wenn der Leser solche Themen und Interessen für geradezu exzentrisch hält, wird er zukünftig vielleicht bei seinen Spaziergängen nicht auch auf Reibespuren durch fegende Zweige und Äste achten? Auf Reibespuren des Lebens?

Leben entdeckt Linck überall. Besonders im Gedicht konnte er Zwiesprache mit den zum Leben erweckten Dingen halten. Es verwundert daher nicht, wenn er, der Forstmann, besonders im Wald und den Bäumen eine kreatürliche Lebensform sah, denen er bisweilen eine eigene „Baumpersönlichkeit“ zubilligte, ja Verwandtschaft zuschrieb wie in dem Gedicht „Blühender Apfelbaum“, den er zärtlich „Bruder Baum“ nennt.

In dem Gedicht „Vor einer gefällten Tanne“ heißt es in der ersten Strophe:

*Erst als der Sägeschnitt
den Herzring traf,
durchlief es den Baum,
als erschrak er im Schlaf.*

Es scheint als spüre der Dichter selbst den Stich ins Herz.

Schon lange bevor wir uns an das moderne Wort und an die Tatsache des Waldsterbens gewöhnt haben, beschrieb er in der Novelle „Schicksale vor Verdun“ den sterbenden und gemarterten Wald in jenem Krieg, der am Ende der alten Welt stand und letztes Signal der ausbrechenden Moderne war. Ich lese die entscheidenden Abschnitte. Eine Gruppe von Soldaten wird durch einen Wald geführt, der als geheimnisvoll, unabsehbar, groß und unheimlich still beschrieben wird: – und plötzlich – „Der ganze Wald wurde wach; ein geschlossenes Dröhnen und Brüllen war mit einemmal rings um... Weiter ging es durch den nicht endenden tosenden Wald... Man treibt, wird gejagt, ist ein hilfloses Glied der Schlacht; es ist ein Taumel, ein Rausch der Auflösung. Ohne Anhalten schrie, heulte erbarmungslos der Wald.

Dann aber starb auch er. Es war heller, aber kein Grün ist mehr da, kein Zweig, kein Laub, nur Totes, Löcher an Löcher, Steine, gründige Erde, gestürzte zerfaserte Stämme, abgebrochene ineinander verkrampfte Kronen, zerfetzt aufstarrende Stümpfe...“

Wie der Wald hier stirbt so stirbt auch der Mensch.

Wer aber glaubt, hier wäre großes Helden-Schicksal beschrieben, dem zeigt Linck deutlich die Relativität einer solchen heroischen Betrachtungsweise. Das tragisch endende Schicksal der Hauptperson dieser Novelle „Schicksale vor Verdun“ ist nicht groß – weil im Krieg allgegenwärtig, und sie erleidet das „Helden“-Schicksal aufgrund einer grotesken Namensverwechslung und wegen einer allzumenschlichen Schwäche des Hauptmanns.

Immer wieder sind es diese alltäglichen kleinen Zufälle, die dem Leben der Akteure in Lincks Geschichten eine schicksalhafte Wendung geben. Manchmal mit weitreichenden Folgen, manchmal den Menschen nur vorübergehend aus

dem Takt und aus seiner Rolle bringend, manchmal von diesen nicht einmal bemerkt, immer aber kleine und kleinste Spuren hinterlassend. Menschen begegnen sich, unsichtbare Kräfte und Bande führen und halten sie zusammen, Schicksale kreuzen sich, alles mit einem immer unbekanntem Sinn, – aber doch mit einem Sinn.

Der französische Schriftsteller Jean Giono, ein Zeitgenosse Lincks, ein Fürsprecher des einfachen ländlichen Lebens und der Heimat und damit ganz nah der Stimmung seiner Zeit, läßt in einem 1932 auch auf deutsch erschienenen Roman einen Dichter zu einem heranwachsenden Jungen sagen: „Merke Dir, alles Glück der Menschen liegt in kleinen Tälern. In sehr kleinen; man muß sich von einem Rand zum anderen rufen können.“

Als ich das vor kurzem zufällig las, dachte ich an Otto Linck und an sein Tal und an eines der vielleicht schönsten Gedichte, das über das Zabertal gedichtet wurde: „Neue Heimat“, ein wahrhaftiges Heimatgedicht. Ich glaube in Gionos Satz die allgemeine Stimmung jener Zeit zu erkennen, die auch Linck geteilt haben mag – er selbst hat sich einmal als „überzeugten Landbewohner“ bezeichnet. So könnte man seine beharrliche Seßhaftigkeit im Zabergäu verstehen. Und auch, daß er nach vielgelobten Anfängen als Literat nicht weiter den Anschluß an die sogenannte große Literatur suchte und fand, (– wie etwa sein zeitweiliger Weggenosse Hermann Hesse –) kann damit zusammenhängen. Hier also hat er seine – um im Bild zu bleiben – Bücherecke aufgestellt und seine Spuren hinterlassen. (Und sich eine von Hans Franke einmal als „goethisch“ empfundene Atmosphäre geschaffen.)

Meine Damen und Herren, wer im Kleinen den Kosmos zu erkennen vermag, dem ist die nächste Umgebung groß genug und dem liegt die Welt buchstäblich zu Füßen – und das Glück.

In einem Interview mit dem Rundfunk sagte er am Ende des Gespräches: „Ich weiß, daß ich Glück gehabt habe in meinem Leben und daß ich dafür dankbar sein muß und das auch bin.“

Mit seinem Werk hat er uns etwas von diesem Glück weitergegeben.